

<http://www.rheinischer-merkur.de/index.php?id=41077>

Drucken

» Fenster schließen

Datum:

**Themendossier: Missbrauch in der Kirche**

[Zur Übersicht](#)

## HEIMERZIEHUNG

### Die Kinder von Döhren

Die Zeiten, in denen hier geschlagen, gequält und erniedrigt wurde, sind längst vorbei. Heute weht in St. Joseph ein anderer Geist. Die Vergangenheit freilich wirft immer noch Schatten.

■ VON REINHOLD SCHLITT

Kinderheime, in denen es in den 1950er- und 1960er-Jahren schwere Misshandlungen von Schutzbefohlenen gab, beschäftigen die Öffentlichkeit. Das ehemalige Waisenhaus St. Joseph der „Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul“ in Hannover-Döhren gehörte dazu. Als bekannt wurde, dass auch hier Kinder geschlagen, gequält und erniedrigt wurden, legte sich ein dunkler Schatten über die Einrichtung. Wie konnte es sein, dass Ordensschwestern, die in der unmittelbaren Umgebung des Heimes als fürsorglich wahrgenommen wurden, die ihr eigenes Handeln in den Dienst der christlichen Nächstenliebe stellten, zu brutalen „Erziehungsmethoden“ griffen?



**ALTBAU:** Das ehemalige Waisenhaus St. Joseph im hannoverschen Stadtteil Döhren wurde 1895 im Stil des Historismus errichtet.

Foto: Reinhold Schlitt

In der augenblicklichen Debatte um Heimkindererziehung in den 1950er- und 1960er-Jahren wird auf die Überforderung der damaligen Erzieherinnen und Erzieher in Kinderheimen verwiesen. Nicht wenige von ihnen hätten ihre Sozialisation in der Weimarer Zeit erhalten. Erziehungstheoretiker aus der NS-Zeit hatten noch Einfluss auf die fachliche Debatte der Heimerziehung, und: Eine fachlich fundierte Ausbildung, wie sie heute Standard ist, gab es damals nicht. Inzwischen haben sich Gesetze und Erziehungsinhalte gründlich geändert. Und St. Joseph? Ein Haus mit Vergangenheit will heute ein Ort sein, an dem Zukunft entstehen kann. Wie soll man sich das vorstellen?

Das „Heim“, wie es die Döhrener nennen, ist ein imposanter Gründerzeitbau von 1895 im Stil des Historismus. Es braucht wenig Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie es früher ausgesehen hat: große, hohe Speiseräume und Schlafsäle, kahle Flure und Gruppenwaschräume mit zigfach aneinandergereihten Waschbecken...

**Als die Ordensschwwestern das Haus in den 1970er-Jahren verlassen haben**, hat es der Caritasverband übernommen und gründlich umgebaut. Kleine Einheiten dort, wo einst große Säle jegliche Individualität im Keim erstickten, warme, indirekte Lichtquellen und großflächige Schwarz-Weiß-Fotografien gegen die Nüchternheit weiter Flure. Die ausladende Portaltreppe ist einem Treppenaufgang aus Sichtbeton gewichen. Zweckarchitektur gegen Gründerzeitfassade – Sachlichkeit der Moderne. In den beiden Anbauten sind auch die Wohngruppen von St. Joseph untergebracht, jede auf einer eigenen Etage; Einzelzimmer für die Größeren, Zweierzimmer für die Kleineren. Dazu kommen Etagenküchen und Gemeinschaftsräume.

Donnerstagabend in der Mädchenwohngruppe: Zwei der Mädchen haben Küchendienst und sind auch für das Abendbrot zuständig. Das gemeinsame Abendessen ist an vier Tagen in der Woche Pflicht, denn morgens gehen die Mädchen zu unterschiedlichen Zeiten aus dem Haus, und nachmittags kehren sie zu ebenfalls unterschiedlichen Zeiten zurück. Diesmal sitzen zwei Neue mit am Abendbrottisch. Eine der beiden hat vom Jugendamt das Angebot erhalten, sich zwei Einrichtungen anzusehen. Zu Hause geht erst einmal nichts mehr. Ob St. Joseph ihr Zuhause auf Zeit wird, entscheidet die „Kandidatin“ zusammen mit Pädagogen, Psychologen, der Hausleitung und dem Jugendamt. Alle müssen Ja sagen; ein Verfahren, das so oder ähnlich auch die anderen Bewohnerinnen und Bewohner durchlaufen haben.

Fast allen ist eines gemeinsam: Jugendämter haben sie aus ihren Elternhäusern genommen – meist wegen „Gefährdung des Kindeswohls“. Manche der Jugendlichen haben sich auch selbst beim Jugendamt gemeldet. Fällt die Entscheidung, ein Kind aus dem Elternhaus zu nehmen, bemüht sich das Amt um eine freiwillige Vereinbarung mit den Eltern. Hin und wieder ordnen Gerichte den Entzug des Sorgerechts an, eine „amtliche“ Trennung von Eltern und Kindern. „Das will eigentlich niemand“, sagt die Leiterin der Kinder- und Jugendhilfe St. Joseph, Petra Hesse. Wenn immer möglich, soll am Ende die Rückkehr nach Hause stehen.

Die Zeiten, in denen „Verwahrung“ im Vordergrund stand, sind lange vorbei. Viele hier kehren über das Wochenende zu ihren Eltern zurück. St. Joseph bietet neben den Wohngruppen zudem eine Tagesgruppenbetreuung an. Kinder und Jugendliche, für die eine solche Form der „Erziehungshilfe“ vereinbart wurde, kommen nach der Schule hierher und werden pädagogisch betreut. Sie können in Ruhe ihre Hausaufgaben machen, bekommen von den hauseigenen Lehrerinnen Unterstützung, um wieder Anschluss an das schulische Lernpensum zu finden. Erst nach dem gemeinsamen Abendessen fahren sie nach Hause.

Eltern, die mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert sind, werden durch die Tagesbetreuung von bestimmten Aufgaben und Routinen entlastet, erklärt Betreuerin Nicola Kühnel. Sie sehen, wie mit gezielter Ansprache und Förderung das Verhalten ihrer Kinder positiv beeinflusst werden kann. Das führt bei einigen von ihnen zu einer Bewusstseinsänderung, kann die Eltern-Kind-Beziehung verbessern und Raum für eine gemeinsame Strategiesuche schaffen. Die Kehrseite: Nicht alle Eltern arbeiten mit und lassen sich auf einen solchen Prozess ein.

Die 15-jährige Manuela\* ist erst vor einigen Tagen in die Mädchenwohngruppe gekommen. Sie hat eine kleinere Schwester und zwei Halbgeschwister. Die Mutter lernte einen anderen Mann kennen, den sie heiratete und der zwei eigene Kinder in die Beziehung mitbrachte. Seitdem, sagt Manuela, sei alles anders geworden. Sie fühlte sich zurückgesetzt, die Konflikte wurden größer. Zum Schluss habe es nur noch Demütigungen und Gewalt gegeben. Schließlich sei sie selbst gewalttätig geworden, gegen ihre Schulleiterin und gegen eigene Freunde. Hier in St. Joseph soll sie erst einmal zur Ruhe kommen. Doch jetzt hat sie Angst um ihre kleine Schwester, die noch bei der Mutter und dem Stiefvater lebt. Freunde hätten ihr erzählt, dass die Kleine ständig weine und glaube, von ihrer großen Schwester verlassen worden zu sein.

Manuela und die anderen in St. Joseph schleppen einen riesigen Berg von Problemen und seelischen Verletzungen mit sich herum, wehren sich – jeder auf seine Weise – gegen den Entzug elterlicher Liebe und Aufmerksamkeit. Krankheit oder Tod in der Familie, ein neuer Lebenspartner nach Jahren der Alleinerziehung, Alkohol, Arbeitslosigkeit, Gewalt – Überforderung im Eltern-Kind-Verhältnis hat viele Ursachen und Gesichter.

Kommen die Kinder nach St. Joseph, ist sensibles Krisenmanagement angesagt: Zuhören

können, Verständnis aufbringen, vor allem Verlässlichkeit vermitteln, aber auch Grenzen ziehen können – das gehört zu den Eigenschaften, die von Betreuern verlangt werden. Für Manuela wird ein Hilfeplan erarbeitet, zusammen mit ihr und – sofern möglich – mit ihrer Mutter. Das kann auch bedeuten, dass sie hier „verselbstständigt“ wird. Bis zu ihrer Volljährigkeit würde sie erst in der Mädchenwohngruppe, später in einer Jugendwohngemeinschaft und schließlich in einer Außenwohnung betreut. Im letzten Abschnitt stünde die gemeinsame Ausbildungsplatzsuche an.

Eine Verselbstständigung wünscht sich auch Samuel, ein 17-jähriger Sudanese, der seine Eltern im Krieg verloren hat. Er kam als unbegleiteter minderjähriger Asylbewerber 2007 in die Jugendwohngemeinschaft des Hauses und absolviert zurzeit die 10. Klasse einer Haupt- und Realschule. Samuel begeistert alle mit seinen musikalischen Fähigkeiten. Sein Zimmer gleicht einem Tonstudio. Hier wird offensichtlich ein Talent gefördert.

Bernd und Jan haben eine solche „Verselbstständigung“ bereits hinter sich. Der 23-jährige Bernd wurde Industriekaufmann, der 27-jährige Jan Einzelhandelskaufmann. Längst leben beide in eigenen Wohnungen. Jan ist verheiratet. Ein schöner Lohn für die Betreuer, dass „Ehemalige“ sich hin und wieder blicken lassen und über ihre weitere Entwicklung berichten. Für Anika steht das Berufsziel noch nicht fest. Die 15-Jährige besucht die 10. Klasse einer Gesamtschule. Seit vier Monaten lebt sie in St. Joseph, das sie wie die anderen Jugendlichen auch als ihr Zuhause bezeichnet. Was das bedeutet, beantwortet sie so: „Geborgenheit. Und: Keine Angst haben müssen.“ Was kann ihr die Einrichtung darüber hinaus bieten? Diplompsychologin Thomas Bauche, einer von zwei Hauspsychologen in St. Joseph, sagt: „Wir haben auf jeden Fall die Maxime, Verlässlichkeit und ein Lernmodell anzubieten, das es im Elternhaus möglicherweise nicht gegeben hat.“ Es geht um Wertevermittlung und um Strategien, mit Konflikten angemessen und situationsgerecht umgehen zu können.

**Die Kinder bringen Verhaltensmuster mit, die für das pädagogische Personal oft eine Herausforderung darstellen.** Betreuer müssen deswegen eine hohe Frustrationsgrenze haben, dürfen nicht „ausflippen“. Bauche formuliert es so: „Sie müssen die Akzeptanz mitbringen, dass die Menschen, mit denen sie arbeiten, nicht immer gleich so funktionieren, wie es von ihnen erwartet wird.“ Und wenn die Betreuer doch mal laut werden? „Ja, das hat es schon gegeben“, sagt Diplompädagogin Petra Hesse, die Leiterin der Einrichtung, „aber das wird nicht geduldet. Wenn so etwas passiert, reagieren wir schnell. Wir versuchen zunächst, eine Klärung im Team darüber herbeizuführen, was konkret los war.“ Der Psychologe hat dann herauszufinden, ob hier etwa „Symptome einer Misskommunikation“ vorliegen, ob jemand womöglich persönliche Probleme in die berufliche Tätigkeit mitbringt.

Das frühere Erziehungsregime einiger Ordensschwestern in St. Joseph macht diese Thematik besonders brisant: „Das hat uns alle, die wir in diesem Bereich beschäftigt sind, sehr betroffen gemacht“, sagt Stefan Witte, Abteilungsleiter im Caritasverband der Diözese Hildesheim für die Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen. Hesse ergänzt: „Ich hatte vor Bekanntwerden dieser Vorfälle ein ganz anderes Bild von diesem Haus. Es war das Bild der Ordensschwestern, die nach dem Krieg eine so enorm wertvolle Arbeit am Menschen geleistet haben.“

Welche Lebenskonzeptionen christlicher Nächstenliebe waren das, deren gesellschaftliche Bedeutung durch Misshandlungsvorwürfe in den Hintergrund gedrängt wird? Witte sucht nach einer Erklärung: „Offenbar waren diejenigen, denen das alles vorgeworfen wird, damals maßlos überfordert. Sicher gab es viele Mitarbeiter, die Gutes getan haben, aber eben auch solche, deren Tun nie beaufsichtigt wurde und die man rechtzeitig aus einem so wichtigen Dienst wie der Heimerziehung hätte herausnehmen müssen.“

**Das „Heim“ hatte wegen seiner Nachkriegsvergangenheit schon 1985 traurige Berühmtheit erlangt.** Damals erschien ein Buch der inzwischen emeritierten hannoverschen Soziologin Christine Swientek, in dem es um „Das trostlose Leben der Karin P.“ geht. Hinter dem Kürzel verbirgt sich eine Frau, die heute als Fotografin in Hannover arbeitet und einen Teil ihrer Kindheit in St. Joseph verbracht hat. Sie berichtet in dem Buch von teils grausamen Misshandlungen, die sie und andere in dem Kinderheim erlebt haben. Im November 2008 wurde über ihren Fall in einer hannoverschen Tageszeitung noch

einmal berichtet. Swientek, die damals die für Karin P. zuständige Fürsorgerin war, hat „das Waisenhaus St. Joseph noch in der schlimmsten Phase bis in die 1970er-Jahre hinein erlebt“. Über die heutige Caritas-Kinder- und Jugendhilfe St. Joseph spricht sie sehr gut. „Ich habe mir die Einrichtung angesehen und kann nur Positives berichten“, sagt sie.

Misshandlungen in Kinderheimen – wer hat sich damals schon dafür interessiert? Die Jugendämter, berichten die Experten des Runden Tisches Heimerziehung, waren froh, dass alles irgendwie funktionierte. Heute gibt es staatliche Heimaufsichten. In den letzten Jahren wurde zwei Einrichtungen in Niedersachsen die Betriebserlaubnis entzogen, so Joachim Niepel, Sprecher des Niedersächsischen Landesamtes für Soziales, Jugend und Familie. Anlässe für Prüfungen waren auch Hinweise auf sexuelle Übergriffe und Grenzverletzungen zwischen Betreuern und Betreuten, Übergriffe von Betreuten auf Betreuer, entwürdigende Erziehungsmaßnahmen, Beschwerden von Eltern und Jugendämtern, vermehrte Polizeieinsätze in Einrichtungen. Von „Einzelfällen in begrenztem Umfang“, spricht Niepel. St. Joseph war von diesen Vorwürfen nicht betroffen.

Und die Bewohner in der Umgebung solcher Häuser? St. Joseph ist vielen Menschen in Döhren so bekannt wie die benachbarte, trutzig wirkende St.-Bernward-Kirche. Selbst 2010 scheinen sich immer noch Vorurteile zu halten. Eine ehemalige Praktikantin in St. Joseph berichtet, dass Eltern noch immer einen Spielplatz vor St. Bernward meiden, denn dort – so die Begründung – würden sich „Heimkinder“ aufhalten.

■ \* Name geändert

© Rheinischer Merkur Nr. 12, 25.03.2010



**Artikel kommentieren**